

## Paul Claudel

Eine Einführung von FRANZ HILLIG S. J.

Dieser Dichter, der in einem besonderen Sinn aus der unmittelbaren Anschauung schafft und von den ersten Versen seiner Dichtungen an in die Mitte seines Themas vorstößt wie der Seeadler, der sich aus dem aufschäumenden Meer den blinkenden Fisch greift, wird nur schwer von den Menschen der schrittweisen Überlegung verstanden. Sie verwirrt sein Reichtum und der Tiefsinn seiner Symbole. Aber es gibt über alle Länder der Welt hin eine wachsende Zahl von Menschen, die für diese Stimme ein Ohr haben und von dem Tage an, da sie ihr begegnen, dem Dichter zufallen wie eine Beute. Seit in Europa die Stimme Verlaines erklang, ist ein Neues und Unüberhörbares in unser geistiges Leben eingetreten. Jenseits aller Mode und Schwärmerei ist Claudel ein Name, der Unzähligen einfach Reichtum, Jubel und Gnade bedeutet; und schon stellen ihn ernste Kritiker in eine Reihe mit den Großen der Weltliteratur.

Jacques Rivière: „Ein Jahr lang haben Sie sich in mir entfaltet, Sie haben mich unterrichtet wie ein Kind, jeden Tag haben Sie mich überschüttet mit einer neuen Gewißheit; Ihre Stimme ist in mein ganzes Wesen, bis in mein körperliches Sein hineingedrungen. . . . Schließlich fragte ich mich, wer Ihnen diese wundervolle Heiterkeit gebe, diese Kraft und Gewißheit, dieses Vertrauen und diese Freude.“<sup>1</sup>

Vallery-Radot: „Paul Claudel schenkte unserem Weltbild neue Jugend, indem er den Worten ihren ursprünglichen Sinn wieder verlieh. Wie Adam in den ersten Urtagen, nannte er die Wesen mit ihrem wahren Namen. Der Geist, der da alles Lebendige bewegt, sang durch Claudels Mund im strahlenden Sonnenschein, und die Kirchenglocken unzähliger Dörfer läuteten die ‚Verkündigung‘ ein.“ Wem eignet wie ihm „dieses Gehaben eines Erzengels und eines Vollenders der göttlichen Schöpferkraft“?<sup>2</sup>

Bernhard von der Marwitz, der junge norddeutsche Adlige, der 1918 fiel, ist bei jedem Wort aus seinem Munde „von seiner noch nie erhörten Kunst durchdrungen“. Er erkennt ihn „wie einen erstgeborenen Bruder“, und seine Bücher sind ihm wichtiger als alle Bücher der Welt. — „Claudels Kunst hat sich wie ein Glockengeläut mitten unter diesem dunstigen Tag erhoben.“<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Paul Claudel — Jacques Rivière, Briefwechsel, München o. J., Kösel-Pustet, S. 27.

<sup>2</sup> Katholische Leistung in der Weltliteratur der Gegenwart, Freiburg 1934, Herder, S. 182.

<sup>3</sup> Briefwechsel S. 235 f. und S. 240.



Ernst Robert Curtius: Claudel „wirkt unter den modernen Franzosen als der einzige ursprüngliche Dichter, ... für den die Dinge neu sind wie am ersten Tag“<sup>4</sup>.

Gertrud von Le Fort: „Das Gesamtwerk Claudels unterscheidet sich von allen zeitgenössischen Dichtungen der letzten Jahrhunderte überhaupt dadurch, daß es nicht nur von allgemein christlich-religiösen Gedanken, sondern durch und durch vom Dogma her bestimmt ist. In dieser Bestimmung liegt die ihm eigene Hoheit, aber freilich auch seine unendliche Einsamkeit.“<sup>5</sup>

Eugen Gottlieb Winkler: „Indem ich das überlege, denke ich an Paul Claudel, Frankreichs größten katholischen Dichter. Verhaftet in seiner Zeit, bis zur Verpflichtung an sie gebunden — in ihr wirkend und sie beherrschend —, besitzt er den Blick, der sie durchschaut und deutet; gläubiger und schöpferischer Mensch, katholischer Christ und Dichter, weiß er um den großen Zusammenhang, um das Ewige, in dessen Sinn allein die blutige Unmittelbarkeit der Zeit erlebt und erfüllt werden muß.“<sup>6</sup>

Karl Pflieger: „Wie hätte Hello, der immer nach dem großen dichterischen Verkünder der göttlichen Weltherrlichkeit Ausschau hielt, gejubelt, hätte er geahnt, daß in seinen letzten Lebensjahren schon der Knabe aufwuchs, der nach Dante der gewaltigste Sänger des Schöpfungssymbolismus werden sollte, Paul Claudel.“ Denn dieser sollte in seiner Dichtung „die Rückwendung der natürlichen Welt zur übernatürlichen durch die Bildkraft der Sinne verwirklichen“<sup>7</sup>.

Hans Urs von Balthasar: „Claudel ist weltsüchtig, wie es vor ihm noch nie ein Christ gewesen ist, sondern nur Heiden. Aber Claudel ist weltsüchtig, weil er Christ ist. Kein christlicher Philosoph, kein christlicher Theologe, kein christlicher Mystiker und kein christlicher Denker hat vor ihm den Horizont der Welt so überwältigend erlebt.“<sup>8</sup>

Es ist in allen Spiegelungen die gleiche Gestalt: Der erste Eindruck ist der einer gewaltigen, ja gewalttätigen Kraft. Kein Bild ist diesem Dichter gemäßer als das des Stieres. Goldhaupt, der lockenschüttelnde Held seines ersten Dramas, umfängt den Baum, das Sinnbild der Lebenskraft: „Die Erde und der ganze Himmel, sie müssen sein, damit du dich aufrecht erhaltest! Möge auch ich mich so aufrecht halten! Möge ich einheitlich wachsen! Möge ich ein Einiger bleiben und gerade! ... Cebes, eine Kraft ist mir zuteil geworden, streng und wild! Das ist der Grimm des Mannes, und nichts vom Weibe ist an mir.“

<sup>4</sup> Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. Potsdam 1923, S. 127.

<sup>5</sup> Die ewige Frau, München, Kösel-Pustet, 17.—26. Tsd., S. 149 f.

<sup>6</sup> Gestalten und Probleme, Leipzig 1937, Karl Rauch, S. 220.

<sup>7</sup> Hochland, Juli 1935, S. 310.

<sup>8</sup> Der Seidene Schuh, Salzburg 1939, Otto Müller, S. 431. Wir zitieren den „Seidenen Schuh“ und die „Fünf Großen Oden“ nach der Übersetzung von Hans Urs von Balthasar.



Hier flammt Glut von der Glut Nietzsches! Es ist ja auch die Epoche. Das Drama erschien 1890. Bis zu den Höhen des Kaukasus dringt Goldhaupt mit seinen Scharen vor, von wo er niederstürzt, „Asiens ungeheuren Altar zu erobern“. Seine Fahne zeigt einen Adler, der, einen Menschenleib in seinen Fängen, zur Sonne steigt.

Das ist nicht Pose. In Claudel lebt die ruhige Kraft seiner bäuerlichen Ahnen. Durch acht Jahrzehnte hat sie sein Schaffen gespeist. In diesen Tagen kann der Dichter seinen 80. Geburtstag feiern. Er ist am 6. August 1868 zu Villeneuve-sur-Fère im Tardenois geboren und hat als Knabe den Rhythmus des Landlebens so tief in sich aufgenommen, daß er sein Leben lang der heimatlichen Scholle nicht entfremdet worden ist. All seine Werke tragen den Geschmack der Erde an sich. Auch darin erweist sich die gesunde Kraft dieses Mannes, daß er bis in sein Alter den verantwortungsvollen Beruf eines Botschafters gemeistert hat. Für seine Dichtung blieben nur die Stunden, die er dem Staatsdienst und der Familie entziehen konnte. Claudel ist Vater von fünf Kindern. Bei ihm findet sich wahrhaftig keine Spur von der Wehleidigkeit, die sich bei manchen mit der Vorstellung eines Dichters verbindet.

Die diplomatische Laufbahn gesellt zur bäuerlichen Verwurzelung die Weite und vollendet durch die Fülle ihrer Erfahrungen den schon in dieser mit-enthaltenen Zug zum Realismus. Dieser unbändigen Kraft geht es um den Zugriff nicht in die Wolken, sondern in das Sein. Es ist eine erstaunlich seismische Dichtung. Und sie ist kosmisch wie kaum eine. „Die ganze Erde“ heißt eine Studie von Dominique Auvergne über Claudel. Man möchte das seine naturhafte, geographische Katholizität nennen. Er ist wie sein Rodrigo dazu da, „um die Erde aufzuweiten“ und ihre ganze Fülle zu umspannen. Insbesondere wird das Weltmeer, das er so oft überquert hat, zu einem der großen Symbole seiner Dichtung.

Boston, Shanghai, Futschou, Peking, Tientsin, Prag, Frankfurt, Hamburg, Rom, Rio de Janeiro, Kopenhagen, Tokio, Washington, Brüssel heißen die Stationen seines diplomatischen Dienstes zwischen 1894 und 1935. Claudel ist selbst der Gast, den er in der „Erkenntnis des Ostens“ beschreibt: „Häng den Reisemantel auf und trag ihn nicht fort. Ich muß wieder reisen. . . . Es ist ein Durchreisender, den ihr aufgenommen habt. Seine Ohren sind voll von dem Lärm der Züge und von dem Rauschen des Meeres. Er schwankt wie ein Mensch, der träumt, von der tiefen Bewegung, die er noch unter seinen Füßen fühlt, und die ihn wieder fortträgt.“

Lange Jahre lebt er mit den Völkern der Erde und dringt sein spürender Blick in die Seele der fremden Kulturen ein. Man lese, wie er in seiner „Einführung in die holländische Malerei“ den inneren Raum dieser Kunst aufschließt oder wie er im „Seidenen Schuh“ eine Analyse deutschen Wesens und deutschen Schicksals unternimmt, die in der völkervergleichenden Literatur ihresgleichen sucht.

Der Hunger nach Weite muß wohl noch anders verstanden werden. Das



Frankreich der Jahrhundertwende, die ganze dekadente westliche Welt mußte diesem Geist wie ein Gefängnis erscheinen. Er brauchte Luft und Raum, um seine Kraft zu erproben. Er ging freiwillig in die Verbannung, die seine Befreiung war.

Was sollte seine Muse unter den „klugen Schwestern“? Sie ist anderer Art. Seine Muse ist die trunkene Mänade. Nur keine Regeln, nur keinen vorgefaßten Plan! „O meine wilde Seele, wir wollen uns frei halten und bereit!“ Claudel baut sich einen freien, lebendigen Vers, dessen Maß das Volumen der atmenden Brust ist.

Zur Kraft tritt die Quellhaftigkeit seines Wesens. Es ist nicht leicht, von der Fülle und Frische seiner Sprache eine Vorstellung zu vermitteln. So etwas gab es in der immer mehr reglementierten französischen Sprache seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr! Das sprüht und tönt, das quillt und greift mit beiden Händen zu. Das ist wirklichkeitsgesättigt zum Zerspringen. Das sind Akkorde, wie sie nur aus dem Zusammenprall mit dem Sein erwachsen, wie sie das Sein selbst mit dunklen Pulsen durchtönen. Man muß an den unbändigen Pinsel eines Rubens oder an große, triumphale Tonschöpfungen denken, wie denn offenbar das Künstlertum Claudels in gleicher Stärke aus dem Malerischen und dem Musikalischen gespeist wird. Und noch wäre von dem sarkastischen Humor zu sprechen, der sein ganzes Werk mit Salz und Pfeffer würzt und immer wieder den Feierton übermütig durchbricht; ein Übermut, dem es gerade um die unverkürzte Wirklichkeit geht und darum, daß alle Grenzen aufgebrochen bleiben zur Unendlichkeit hin.

Aber ästhetische Maßstäbe reichen vor diesem Werk nicht aus. Was die Handschrift Claudels dem Kundigen zu allererst offenbart, ist seine geistige Klarheit. Die großen Dichter sind Deuter des Seins. Sie bewältigen die Wirklichkeit. Man kann sich nicht spielerisch und unverbindlich mit Claudel beschäftigen. Man merkt bald: die Gewalt dieser Stimme stammt aus dem Geist. Hier zwingt uns ein Seher zur Entscheidung, der eine erschreckend große Gnade empfangen hat. Sein Wort tönt wie Botschaft. Es ist eine Botschaft. Wer nur „ästhetisch“ mit ihm fertig zu werden sucht, verstümmelt sein Werk und unterschlägt das Entscheidende.

Man kann diese Dichtung nur verstehen, wenn man weiß, daß Claudel ein Gefangener gewesen war. Dieser Adler, dieser Orgelhafte und zum Liturgen Vorausbestimmte mußte seine Jugend im Zuchthaus des Materialismus und eines öden Determinismus verbringen! Nicht nur Gott war tot. Mit ihm waren auch die Freiheit und die Persönlichkeit und alle Federn der Freude zerbrochen. „Die machtvolle Idee des Individuellen und Konkreten war in mir verblaßt. Ich huldigte der monistisch-mechanistischen Hypothese in ihrer ganzen Strenge.“ Es gab nur die kalte und blind geschlossene Kausalität der Naturgesetze. „All dies schien mir übrigens sehr traurig und sehr langweilig.“



Claudel berichtet aus den Jahren seiner dekadenten Jugend nicht, um pikante Abenteuer auszubreiten, sondern um der Lüge die Wahrheit entgegenzuhalten. Er kann von den Götzen des modernen Irrgeistes nicht gelassen sprechen. Die Zornader schwillt ihm, wenn er Renan nennt, diesen „Abtrünnigen“ und „Betrüger“, der ihm und seinen Kameraden das wahre Christusbild vorenthalten hat.

Das erste Wetterleuchten der Befreiung kam von Rimbaud. Doch dann war es der Blitz Gottes. Das war jenes Ereignis, das sein ganzes Leben beherrscht und über das er selbst mit augustinischer Glut und Offenheit Rechenschaft abgelegt hat<sup>9</sup>. Das ist der Überfall der Gnade, der am 25. Dezember 1886 in Notre-Dame geschah und Paul Claudel in eine erstaunliche Nähe zu seinem Namenspatron Paulus rückt. Der Knabenchor sang zur Vesper das Magnificat. Der junge ungläubige Dichter hatte sich aus ästhetischer Spielerei in die Kirche verirrt. Da fiel das Feuer in ihn: „In einem Augenblick wurde mein Herz gerührt, und ich glaubte. Ich glaubte mit einer solchen Kraft der Zustimmung, einem solchen Aufruhr meines ganzen Wesens, einer so zwingenden Überzeugungskraft, einer solchen Gewißheit, die jeden Zweifel ausschloß, daß seitdem alle Bücher, alle Überlegungen, alle Zufälle eines bewegten Lebens meinen Glauben nicht erschüttern, ja nicht einmal berühren konnten. Ich hatte mit einemmal eine unaussprechliche Offenbarung, das erschütternde Gefühl der Unschuld, der ewigen Kindheit Gottes.“

Es ist Weihnacht. Der Gott, der als Kind kam, der alternden Welt göttliche Jugend zu schenken, hatte das Herz des „armen, verzweifelte[n] Kindes“ erreicht und gab ihm zu trinken von der Fülle des Lebens, nach der jedes Menschenherz dürstet. Oder muß man nicht vielmehr sagen: Er hat den Adler gefangen? Und der Adler wehrte sich! Vier Jahre hat dieses Ringen gedauert. Denn der Gott, der den Glauben wie eine Waffe in sein Herz stieß, hatte es verschmäht, seine philosophischen Vorurteile gleichfalls umzustoßen. So gab es ein Ringen auf Leben und Tod. Ein Ringen, das für eine ganze Generation geführt wurde. Denn Claudel gehört wie Rodrigo im „Seidenen Schuh“ zu den Vorkämpfern, die sich nicht retten können, ohne „das ganze Gewimmel mitzuerlösen, das ihnen nach, durch sie Gestalt gewinnt“.

Dem Ringenden kamen Aristoteles und Thomas, Dante, Pascal und Bossuet zu Hilfe. Claudel entdeckt die Bibel: „Ich hörte zum erstenmal diese süße und unerbittliche Stimme, die seitdem nicht aufgehört hat, in meinem Herzen widerzuhallen.“ Doch das große Buch, das sich ihm auftat, war die Kirche. „Gelobt sei auf ewig diese majestätische Mutter, zu deren Füßen ich alles gelernt habe...“ Claudel überwindet schließlich die innere Angst und die Menschenfurcht: er beichtet und kommuniziert — es ist die zweite Erstkommunion seines Lebens; denn die Kindheit war die eines überlieferten Gewohnheitschristentums gewesen.

<sup>9</sup> Wege nach Orplid, herausgegeben von Dr. M. Rockenbach, 8. Bd., S. 21 ff., nach der Revue de la Jeunesse 1912.



Der Adler ist gefangen: Doch wie gründlich würde sich täuschen, wer wähnte, nun seien die Flügel des Genius gebunden, die Freude am Abenteuer verdampft, und wer nun Bücher erwartete, die sich unter die saft- und kraftlosen Produkte einer sogenannten „frommen Literatur“ einreihen ließen! Claudel an den jungen Rivière, Tientsin, 3. März 1907: „Über eine Stelle Ihres Briefes habe ich lachen müssen. Es ist die, wo Sie mir sagen, daß Sie fürchten, im Glauben das Ende Ihres Forschens und Kämpfens zu finden. Ach, lieber Freund, an dem Tag, an dem Sie Gott in sich aufnehmen, werden Sie den Gast haben, der Ihnen keine Ruhe lassen wird. ‚Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.‘ Das wird der Sauerteig sein, der alle Gefäße sprengt. Es wird der Kampf sein gegen die Leiden-schaften, gegen die Finsternisse des Geistes — aber ein Kampf, in dem man siegt. Vorwärts, liebes Kind, haben Sie Mut!“

Er wußte, welchen Mut es brauchte, das Vorurteil zu überwinden. Er hatte selbst gezittert, der Glaube möchte seine schöpferische Kraft lähmen. Das Gegenteil trat ein. Das Wissen vom lebendigen Gott hat sie erst eigentlich geweckt. Das Aufbrechen seines dichterischen Schaffens fällt mit seiner Bekehrung zusammen. In jenen Jahren entstehen die Dramen „Goldhaupt“, „Die Stadt“ und „Der Tausch“. Mit der „Verkündigung“ erringt Claudel den Ruhm des großen Dichters. Sie leuchtet wie eine Monstranz im Herzen seiner Dichtung. Neben der Trilogie „Der Bürge“, „Das harte Brot“, „Der erniedrigte Vater“ sind „Der Ruhetag“ und „Mittagswende“ zu nennen. Die Krönung des dramatischen Schaffens ist „Der seidene Schuh“ (1924), dieses „opus mirandum“, in dem der Genius des Dichters „das Weltgebäude in seiner göttlichen Ordnung ein weiteres Mal erstehen ließ“ (E. G. Winkler).

Zwischenhinein erscheint Band auf Band der Lyrik: „Corona Benignitatis Anni Dei“, „Blätter von Heiligen“, die „Messe“, die „Kantate“ und „Visages radieux“. Claudels lyrisches und hymnisches Schaffen gipfelt in den „Fünf Großen Oden“ (1908).

Eine Fülle von Erkenntnissen hat der Dichter in seinen Essay-Bänden vereinigt. Die „Ars Poetica Mundi“, „Die Erkenntnis des Ostens“, „Die Gespräche“ und die „Einführung in die holländische Malerei“ sind neben „Positions et Propositions“ wohl die wichtigsten. Hinzu kommen die Bücher zur Bibel, die im wesentlichen der letzten Schaffensperiode angehören: „Die Einführung zum Buch Ruth“, „Die Abenteuer der Sophia“, „Ein Dichter betrachtet das Kreuz“ und „Die Apokalypse“. Diese dichterischen Kommentare verraten eine erstaunliche Vertrautheit mit der Heiligen Schrift. Claudel hat einmal auf die Frage nach seinem Verhältnis zur Bibel geantwortet: „La Bible, je l'habite“ — „Die Bibel, da wohne ich drin.“ Sie ist ihm Haus und Heimat geworden. Das letzte Werk „Die Rose und der Rosenkranz“ feiert Maria, die mystische Rose, und breitet ihren Mantel über die Abgründe, die uns rings umdrohen.



Die Weite, die uns in Claudels Werk aufnimmt und uns schier den Atem verschlägt, weil sie überkosmisch ist, ist die katholische Weite des Unendlichen. Nicht im Sinne eines sich verflüchtigenden Traumes, sondern in der unendlichen Seinsfülle, die von den taufrischen Wiesen, von den dampfenden Bergen und den Positionslichtern des Weltenraumes bis in das unzulängliche Licht selber reicht.

Der Dichter steht an einem neuen Ufer. Wie ein Alptraum fällt es von ihm ab. In der dritten der „Fünf Großen Oden“ singt Claudel sein Magnificat:

„Sei gelobt, mein Gott, der Du mich von den Götzen befreit hast.

Und wolltest, daß ich nur Dich an bete und keineswegs Isis oder Osiris.

Oder die Gerechtigkeit oder den Fortschritt oder die Wahrheit oder das Göttliche oder Reimenschliche oder Naturgesetz oder Kunst oder Schönheit.

Und der Du all diesen Dingen, die nicht sind, kein Dasein verstatet hast . . .

Herr, Du hast mich erlöst von den Büchern und den Ideen, den Idolen und ihren Pfaffen . . .

Was sollen mir eure Märchen! Laßt mich doch nur zum Fenster gehen und die Nacht auf tun, und vor meinen Augen zersprüht das Zahlenlose und bildet tausend Nullen hinter dem Koeffizienten Eins meiner Notwendigkeit!

Fürwahr, Du hast uns die große Nacht nach dem Tag geschenkt und die Wirklichkeit des nächtlichen Himmels.

Er ist da, wie ich da bin, mit den Milliarden seiner Gegenwart,

Und er gibt uns seine Unterschrift auf dem Lichtbildpapier mit sechstausend Plejaden,

Wie der Angeklagte mit dem Druck seines tintebeschmierten Daumens auf dem Protokoll . . .

Sei gelobt, mein Gott, der Du mich aus dem Tode befreit hast . . .

Wer an Gott nicht mehr glaubt, der glaubt an das Sein nicht mehr.

Und wenn einer das Sein haßt, dann haßt er sein eigenes Dasein.

O Herr, ich habe Dich gefunden.

Wer Dich findet, erträgt den Tod nicht mehr.“

Nicht das Nein ist stark, sondern das Ja. Nicht der Zweifel erschließt das Sein, sondern der Glaube. „Tu ne t'étonnes pas assez de vivre“ — „Du staunst nicht genug, daß du lebst“, ist der Jubelruf des Dichters, der den lebendigen Gott gefunden hat. Und noch eines weiß er nun: nicht die Sünde ist schöpferisch, sondern der Gehorsam. „Le mal, ça ne compose pas“ — „Das Böse baut nicht auf!“

Das Gute ist das Gesunde und Selbstverständliche. „Das Böse allein erfordert in Wahrheit Bemühung; weil es gegen die Wahrheit ist, sich diesen großen, unablässigen Kräften zu versagen, die rings uns anfordern“ (der Jesuitenpater im „Seidenen Schuh“). Eine Welle von Gesundheit, von Optimismus und Lebensfreude geht von Claudel aus.



Wenn man auch nur einen Literaturbericht liest wie den von Hoerschelmann über „die französische Literatur der letzten zwanzig Jahre“<sup>10</sup>, dann packt einen Ekel und Grauen: überall Bilder des Halbtraums, Haß, Perversion, Daseinsangst, Entfremdung — „die totale Absurdität, die durch das Verschwinden Gottes entstanden ist“. Von Balzac bis Proust und Sartre reicht dieser goût de la décomposition, dieser Fäulnisgeschmack in der französischen Literatur, und wahrlich nicht in ihr allein. „Wann endlich werden die Toten die Toten begraben haben“, ruft Claudel. „Warum soll denn allein das Schauspiel der Zersetzung in der Gesellschaft, in der Familie, im Herzen drin erregend sein?“<sup>11</sup> Es gibt einen Gegenstand, der würdiger ist besungen zu werden:

„Die große göttliche Freude ist die einzige Wirklichkeit“, heißt es in der „Verkündigung“. Und die heilige Scholastica bekennt sterbend: „Es ist zu Ende. Wie ist Gott groß, und wie herrlich ist es, geboren zu sein“ — „Que Dieu est grand et qu'il est magnifique d'être né („Corona Benignitatis Anni Dei“).

Dieser Freude am Sein entspricht die Freude des Erkennens. In der „Ars Poetica Mundi“ hat Claudel tiefsinnig entwickelt, wie Erkenntnis — co-nais-sance voraussetzt, zusammen-geboren sein. Was miteinander geboren ist, hat Blick füreinander und schwingt im gleichen Zusammenhang des Seins. Das gesamte Sein ist ein nahtloses Gewebe:

„Wie die Ausbrüche der Sonne weiterhallen in Wassermangel und Ebbe,  
Also vom herrlichsten Engel, der Dich schaut, bis zum Kiesel der Straße,  
und von Rand zu Rand Deiner Welt,  
Reißt der Zusammenhang nicht ab — so wenig wie von Leib zu Seele —  
Der Seraphim unaussprechlicher Schwung bebt fort in die neun Ordnungen  
der Geister,  
Und siehe, seinerseits hebt sich über der Erde der Sämann, der Wind und  
der Winzer ...  
Und zwischen allen Deinen Geschöpfen schlingt sich hin bis zu Dir  
Wie ein flüssiges Band“ (2. Ode).

Die Welt wächst je und je aus Gott empor. Daher die „éternelle nouveauté de toutes choses“. Es ist nicht wahr, daß die Schöpfung schal geworden sei. Wie steht doch im „Faust“: „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen; dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!“ — „Herr Professor“, heißt es in der „Art poétique“, „in Ihrer Klasse ist es vollkommen hell, und das Licht in ihr genügt vollkommen für die klugen Hefte Ihrer Schüler. Allein hören Sie! Der Mensch ist noch nackt! Unter dem schmutzigen Kleid ist er rein wie ein Stein. ... Sie Tor, der Sie denken, es könne etwas als Gegenstand der Erkenntnis je ausgeschöpft werden! Ich sage Ihnen: Sie haben den Geist auch nicht im geringsten um seine Freiheit und seine Freude betrogen! — Das Meer bewahrt

<sup>10</sup> Europa-Archiv, 1. Jahr, 8./9. Folge, Februar-März 1947, S. 457 ff.

<sup>11</sup> Im Vorwort zu R. Jouve, „La Conquête d'une Banlieue“.



noch seine Schätze. Apollo tritt noch ein in die Schmiede des Donners! Machen Sie doch die Augen auf! Die Welt ist noch unberührt. Sie ist jungfräulich wie am ersten Tag und frisch wie Milch.“

Es ist voll tiefer Bedeutung, daß dem jungen Dichter in jener Weihnachtsnacht in Notre-Dame Gott als die Offenbarung unendlicher Unschuld und Kindheit aufging. Über all seinen Werken liegt eine unnachahmliche und unerschöpfliche Frische, die Neuheit des ersten Schöpfungstages. Sie hebt auch das Vergangene in das Licht. Denn derselbe Zusammenhang, der zwischen den gleichzeitig Seienden besteht, verbindet auch das Sein in seiner zeitlichen Ausbreitung.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bilden die eine Rose, die sich entfaltet: „O Ivors, was ist das für ein Mißtrauen gegen das Vergangene“, spricht Coeuvre in „La Ville“. „Was mich angeht, so erscheint mir die Gegenwart so ungeheuer, daß nichts sich ihr entziehen kann. Was wir Geschichte nennen, ist keine Abfolge eitler Bilder, sondern in dem Maße die Dinge der Zeit entsteigen, wachsen sie über die Zeit hinaus, und es entfaltet sich der Aufbau der Ordnung. Wenn einer liest, so gibt es im Verlauf seines Lesens einen Fortgang in der Lektüre. Aber in der Erkenntnis, die er daraus gewinnt, gibt es keine andere Folge als die der Schlußfolgerungen aus dem Erkenntnisgrund.“ Das Sein wächst in die Zukunft hinein.

Es ist wirklich als geschichtliches Sein, und der Mensch ist Mensch in der Entscheidung seines verantwortlichen Tuns. Damit ist die Welt des Menschen eine dramatische. Was der Mensch ist, enthüllt sich im Anprall des Geschehens. Claudel ist Dramatiker. Er hat außer seiner Lyrik und theoretischen Prosa nur Dramen geschrieben. Das Drama zeigt den Menschen im Zusammenprall mit dem Dasein. Es zeigt, wie der Mensch, von Gott gefragt, „antwortet“. Gottes Wille ist der unsichtbare Spieler aller Claudelschen Dramen.

Der Seinsjubiläum ist bei ihm kein naiver, ungebrochener. Wohl weiß Dona Prouhèze: „Du côté où il y a plus de joie, c'est là qu'il y a plus de vérité“ — „Da wo die größere Freude ist, ist auch die größere Wahrheit“, aber gerade sie muß den Weg der Entsagung gehen. „Ich will lernen, Gott nichts vorzuenthalten, zu sein ein Wesen ganz gut und ganz hingegeben, das nichts verweigert und dem man alles nimmt.“ Das Kreuz steht unabgeschwächt in der Dichtung Claudels, und der Fluch der Sünde wirft so tiefe Schatten über sie, daß manche ihn der Weltverneinung zeihen.

Kreuz und Freude, ist das nicht ja und nein? Claudel sagt, das eine ist der Weg zum andern. Schon in der „Verkündigung“ heißt es: „Wie schön ist es zu leben... und wie ist Gottes Herrlichkeit unermesslich!... Aber wie ist das auch gut, zu sterben! — Ist etwa das Ziel des Lebens, zu leben? Sollen die Füße der Kinder Gottes an diese elende Erde angeheftet bleiben? Es geht nicht darum, zu leben, es geht darum, zu sterben. Es geht nicht darum, das Kreuz zu zimmern, sondern es zu besteigen und lachend zu opfern, was wir



haben. Da ist die Freude, da ist die Freiheit, da die Gnade und die ewige Jugend!“

Das Grundthema der Claudelschen Dichtung ist die Freude, die aus dem Erlöserleiden quillt. So trifft sie das Zentrum der christlichen Weltanschauung, die gleich entfernt ist von ahnungslosem Optimismus — der Mensch ist der Sünde verfallen — wie von hoffnungslosem Pessimismus — wir sind erlöst —. Was vom Meister gilt, gilt auch von den Seinen: sie müssen durch das Opfer ihre Liebe vollenden; über ihrem blutenden Herzen bricht der Schrei der unermesslichen Freude auf.

Es sei hier versucht, eine dem deutschen Leser noch unbekannte Dichtung nachzuformen. Sie trägt den Titel: „Der Aussatz, welcher die Gnade ist“ und ist den Lepra-Kranken des Sankt-Ludwig-Spitals zugeeignet<sup>12</sup>. Der Dichter schreckt nicht davor zurück, im Aussatz eine Erwählung zu sehen. Die Dichtung ist bezeichnend für Claudels wilde Muse.

Gnade aus des Vaters Schoß,  
Sage doch, wie kommst du bloß?  
Durch das Fenster, durch das Tor,  
Durch die Augen, durch das Ohr?  
Kommst du durch den Gang vielleicht,  
Der aus Tiefen zu uns reicht?  
Aus dem eingestürzten Schacht,  
Wo noch immer Wahrheit wacht?

Kommst du wie ein blinder Mann,  
der dem Tode knapp entrann?  
Tastend fühlen seine Hände  
Wandwärts, ob er Stufen fände.  
Suchend wie und suchend wo —  
Gnade Gottes, kommst du so?

Sprich, was hältst du in der Hand?  
Für die Stirn ein blitzend Band  
Oder bittere Arznei,  
Daß wir bleiben sündenfrei?  
Früchte, schwer, und Blumen, klar,  
Wie im Paradies es war?

Sag, wie kommst du in das Haus?  
— „Mit dem Feuer!“ ruft sie aus.

Deine Tür — sie stört mich nur!  
Einem bin ich auf der Spur,  
Der sich allzu gut versteckt.  
Wart ich, wird er nie entdeckt;  
Denn er ist in Ewigkeit  
Mir zu öffnen nicht bereit.  
Gnade, ungebetener Gast,  
Gönnt sich weder Ruh noch Rast,  
Bis die Tore offenstehn,  
Mag dabei in Stücke gehn,  
Was nur Rinde und Ballast!

Sag, wie kommst du in mein Haus?  
Mit dem Feuer! ruft sie aus,  
Mit der Fackeln Lichtgebraus!  
Vierfach an des Hauses Enden  
Lodert es in Feuerbränden!

Wie nahst du, Gnade, unserm Tisch?  
Ich nahe mit einem Trunk Wassers frisch.  
Und hier, von Rosen ein großer Strauß!  
Feuer schlägt aus dem ganzen Haus!

Doch du sei ohne Angst, mein Kind!  
Denn, die in meinen Armen sind,  
Die halt ich an mein Herz gepreßt:  
Ich bin dir nahe und bin dein Fest.  
Du weinst und leidest in der Glut?  
Es ist mein Kuß, der dir solches tut.  
Höre und staune in dich hinein:  
Morgen wirst du ein Engel sein!

Wenn auch dein armes Haus zerfällt,  
Was ist da Schlimmes angestellt,  
Da du um armes Erdgespinnst  
Zu deinem Bruder mich gewinnst,  
Den Gottessohn und Heiland dein.

Ich bin das Feuer, und wer mich hält,  
Muß dulden, daß ihn der Brand befällt.  
Und wenn dein Blut zur Erde rinnt,  
Lebendes Opfer, du bleibst mein Kind!  
Wozu noch dieses Erdenkleid?  
Es sei dem Flammentod geweiht!  
Ein neues Sein beginnt den Lauf:  
In dir blüht eine Rose auf.

Wie kommst du, Gnade, in das Haus?  
Mit dem Feuer! ruft sie aus.  
Mit dem Wasser aus Brunnen frisch  
Und mit den Rosen auf deinem Tisch!

<sup>12</sup> La Vie Intellectuelle, 10. April 1938, S. 126 ff.



Die Quellen der Freude sind weithin verschüttet. Wer wird sie neu erschließen? Werden wir Christen es vermögen, den Menschen von heute glaubhaft zu machen, daß wir von den Quellen der Freude wissen? „Die Freude, die wir kennen, die Freude, die wir beauftragt sind ihnen zu schenken, laß sie begreifen, daß das kein leeres Wort ist, kein geschmackloses frommes Gerede, sondern eine schreckliche, herrliche, blendende, packende Wirklichkeit... wie Brot und Wein, wie Wasser, ohne das man stirbt, wie das brennende Feuer, wie die Stimme, die Tote erweckt.“

Wie die Dinge für Claudel zugleich Wert und Unwert haben können, wie sie, innig miteinander verwoben, füreinander und für Höheres stehen können, versteht man nur, wenn man mit dem Schlüsselbegriff seines ganzen Dichtens Ernst macht, dem Symbol.

Alle geschaffene Natur ist Zeichen und weist über sich hinaus. Darin liegt die beglückende Sinnfülle der Welt: in ihr strahlt die Schönheit des Schöpfers auf. Das ganze Sein ist eine unsagbare Brechung seines unendlichen Glanzes. Aber im zeichenhaften Charakter der Dinge liegt auch zugleich der Ruf über sie hinaus. Schon Lâla in „La Ville“ spricht das abgründige Wort: „Ich bin die Verheißung, die nicht gehalten werden kann, und meine Gnade besteht eben darin. Ich bin die Süße dessen, was ist, mit der Sehnsucht nach dem, was nicht ist.“ Das ist schon das große Thema des „Seidenen Schuhs“: Köder Gottes zu sein für den Geliebten.

Die Liebe ist das Höchste; denn sie ist der unstillbare Durst, der unendliche Antrieb. Daß er unstillbar ist, wissen auch die Heiden. Aber es ist das große Bekenntnis Claudels, daß der Durst der Liebe recht hat. Durch sein ganzes Werk braust der Jubel: Es gibt die Erfüllung! Die Freude ist kein Trug. Alle Seligkeit ist in dem einen Wort eingeschlossen, das donnernd und strahlend die Ewigkeiten erfüllt: Gott der Seiende und Gott die Liebe.

„O mein Gott, es seufzt mein Sein nach dem Deinen!

Erlöse mich von mir selbst...

Ich bin frei, erlöse mich von der Freiheit!

Ich sehe wohl viele Weisen, nicht da zu sein.

Aber es ist eine einzige Weise zu sein: hineingezogen in Dich, Du selber!“ (2. Ode.)

Claudels „Symbolismus“ ist sehr viel mehr als eine literarische Richtung. Er will über die ganze rationalistische Verflachung der Neuzeit hinweg eine lebendige Schau der Schöpfung erneuern: „Die eine Hand auf dem Buch der Bücher, die andere auf der Welt, müssen wir die große symbolische Untersuchung fortsetzen, die zwölf Jahrhunderte lang die Beschäftigung der Väter des Glaubens und der Kunst gewesen ist.“<sup>13</sup>

Das ist die Aufgabe des Dichters und seines Priesteramtes: „Sollte denn all diese Schönheit nutzlos sein? Ausgegangen aus Gott, ist sie nicht aus-

<sup>13</sup> Wege nach Orplid a. a. O.



ersehen, zu ihm zurückzufinden? Dichter und Maler sind vonnöten, um sie Gott darzubringen, um das eine Wort zum andern zu gesellen und das Ganze, zeitüberhoben, Danksagung, Erkenntlichkeit und Gebet werden zu lassen“ („Seidener Schuh“). Aber der moderne Mensch ist nicht mehr symbolmächtig. Darum stehen viele hilflos vor einer Dichtung, die eine einzige „symbolische Untersuchung“ ist und in ihrem verwirrenden Einfallsreichtum und ihrer schweren Gedankenfracht keinem das Verständnis leicht macht. Die Menge wird sich nie in diese hohe Kathedrale drängen. Aber es ist wichtig, daß die jungen, wachen Geister unseres Volkes zu diesem Dichter finden, die Menschen der Zukunft, von denen Claudel prophetisch voraussieht, daß sie die drei Dinge in sich vereinigen werden: „den Glauben, die Macht und die unerschrockene Freude“<sup>14</sup>. Ihm zu begegnen, kann ein wahres Abenteuer des Geistes bedeuten und über ein ganzes Leben entscheiden.

## Existenzphilosophie, Nihilismus und Christentum

Von Johannes B. Lotz S. J.

Kierkegaard schreibt einmal in seinen Tagebüchern: „Gott schafft alles aus nichts; was Gott brauchen will, macht er zuerst zu nichts.“ Diese Worte umreißen den geistigen Raum, in dem sich die folgenden Ausführungen bewegen. Gott kann alles zu nichts machen, weil er alles aus nichts schafft. Wenn er aber wirklich etwas zu nichts macht, so ist das nicht ohne weiteres Gericht der Verwerfung, sondern eher Gnade der Erwählung, durch die er sich ein Wesen bereitet, das er brauchen will.

Gott überläßt uns Menschen von heute dem Nichts, das wir uns selbst bereitet haben. Daran müssen wir uns entscheiden, und der Nihilismus liegt uns nahe. Der Titel unseres Aufsatzes bringt Existenzphilosophie und Christentum in Beziehung zum Nihilismus. Tatsächlich hat die Existenzphilosophie wesentlich mit dem Nichts zu tun; in ihr spiegelt sich gerade der zu nichts gewordene Mensch. Die Frage drängt sich auf, was hier das Nichts für einen Sinn hat. Müssen wir der weit verbreiteten Auffassung rechtgeben, die es völlig nihilistisch deutet und in der Existenzphilosophie einen mehr oder minder ausgesprochenen Nihilismus sieht? Oder treffen wir erst mit einer anderen, nicht nihilistischen Auslegung das Richtige? — Ebenso hat das Christentum wesentlich mit dem Nichts zu tun. Darauf weist schon das genannte Wort Kierkegaards hin. Ferner sieht Nietzsche im Glauben an Gott und das Jenseitige die abendländische Form des Nihilismus; er macht folglich das Christentum für den europäischen Nihilismus verantwortlich. Deshalb ist zu prüfen, welchen Sinn das Nichts im Christentum hat, ob dieses Nihilismus besagt oder gerade den Gegenpol zu jedem Nihilismus darstellt.

Es könnte sein, daß für beide, Existenzphilosophie und Christentum, das Nichts nur ein Durchgang ist, der zum Sein führt. Dann aber treffen sie sich

<sup>14</sup> Gedanken und Gespräche, Luzern 1936, S. 232 ff.